



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schönfeld, Paul: Neueste Blüten deutscher Lyrik.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Neueste Blüten deutscher Lyrik.

Von Paul Schönfeld.



Wenn einer von der kindischen Gewohnheit nicht lassen kann, sich die Finger mit Tinte zu beschmutzen, unter dem Vorwande, die Welt zu erleuchten oder zu ergötzen, so mag er, wenn er will, schlechte Romane und elende Dramen schreiben — aber nur ja keine Verse! Ist aber der Unglückliche wirklich von dem fanaticus error des Versemachens befallen, hat sich sein Geist infolge eines angeborenen Cretinismus auf jenes langweilige Geduldspiel capricirt, eine gegebene Anzahl von Worten in einen gegebenen Raum von Zeilen unterzubringen, ist er durch einen intellectuellen Weitzanz dazu verurtheilt, in jenen Sprüngen zu denken, die man Strophen nennt, so möge er sich doch um Himmelswillen nicht öffentlich zur Schau stellen, er reservire sich für seine Freunde und seine Hausmagd oder für den Zweck, seine Gläubiger zu schrecken und in die Flucht zu schlagen. Denn Verse zu machen ist in Italien ein vorworfener Beruf und ein anrüchiges Handwerk.

Diese pessimistisch klingenden, aber leider nur zu begründeten Worte, die einer der hervorragendsten zeitgenössischen Poeten Italiens, Giosuè Carducci, in jüngster Vergangenheit seinen Landsleuten zurief, dürften in gleichem Maße ihre Geltung beanspruchen, wenn sie an eine gewisse Gattung deutscher „Lyriker“ gerichtet wären, die in wahrhaft grausenerregender, ihren welschen Rivalen in nichts nachstehender Menge unsern Büchermarkt überschwemmen. Wenn das Interesse selbst literaturfreundlicher Kreise für die Erscheinungen dieser Lyrik in keinem Verhältniß hierzu steht, sondern in stetem Abnehmen begriffen ist, so kann der Grund davon schwerlich allein in der relativ nüchternen Richtung gesucht werden, durch welche sich ja die Gegenwart unlegbar von den ersten Decennien dieses Jahrhunderts unterscheidet; wie könnten sonst Werke der Erzählliteratur, die an abenteuerlicher Phantastik ihres gleichen suchen, sich eines so dankbaren Publicums erfreuen? Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir vielmehr die Hauptursache in dem poetischen Angebot erblicken, in dem Mangel an Gehalt und Originalität einerseits, andererseits in der dilettantischen Unreife und Formlosigkeit, die sich auf diesem Gebiete neuerdings dermaßen breit machen, daß man es Leuten von einigem Geschmac nicht verargen kann, wenn sie nach einer Reihe schlimmer Erfahrungen auch durch die anerkannteste Kritik nicht mehr zur Lectüre einer Gedichtsammlung sich angereizt fühlen, sondern in die allgemeine Jeremiade über das Darniederliegen der Poesie einstimmen.

Wenn bei so bewandten Umständen etwas Verwunderung erregt, so ist es die Thatsache, daß auch das werthloseste Machwerk, dem die pure Impotenz an der Stirn geschrieben steht, unter den Verlegern seinen Charon findet, der es zum Ufer einer schattenhaften Existenz hinüberleitet, und es regt sich beim Durchblättern so manches splendide ausgestatteten Buches unwillkürlich der Zweifel, ob die Verlags-handlung es wirklich gewagt hat, die Herstellungskosten zu tragen oder nur auf das Risiko des Autors hin sich zur Uebernahme der Pathenstelle hat bereit finden lassen.

Die ernsthafte Kritik, wird mancher meinen, welche lohnendere Aufgaben zu erfüllen hat, könnte Druckwerke, denen jede empfehlenswerthe Eigenschaft abgeht,

einfach ignoriren und dem verdienten Schicksale der Verborgenen überlassen. Das wäre auch vollkommen in Ordnung, wenn nicht in einem großen Theil der Tagespresse eine Art von Kritik ihr Unwesen triebe, die auch vor dem Abgeschmacktesten und Kunstwidrigsten das Nauchaß schwingt und dadurch wesentlich dazu beiträgt, das Vertrauen der Literaturfreunde zu untergraben, ja schließlich auszurotten. Hieraus erwächst der ernsthaften Kritik die Pflicht, die so durch die Posaunenstöße der Reclame angepriesenen Leistungen nach dem objectiven Maßstabe unverrückbarer ästhetischer Grundsätze zu prüfen oder besser den Leser selbst prüfen zu lassen, indem sie ihm das nöthige Material aus den betreffenden Publicationen an die Hand giebt.

Aber auch abgesehen von diesem Gesichtspunkte ist es für jeden unerlässlich, der das Geistesleben der Gegenwart nicht bloß oberflächlich kennen will, auch die Auswüchse und Verirrungen desselben ab und zu in charakteristischen Beispielen auf sich wirken zu lassen. Er wird dadurch vor einseitiger Ueberschätzung eines Zeitalters bewahrt bleiben, das wie jedes alexandrinische sich nur zu gern in Selbstgefälligkeit wiegt, und um so dankbarer für die bessern Erscheinungen sein, die aus der Masse des Mittelmäßigen und Unqualificirbaren vereinzelt emporragen.

Wenn Selbstkritik in künstlerischen Dingen mit der kritischen Richtung gleichen Schritt hielte, die unsre Periode im allgemeinen und Deutschland insbesondre kennzeichnet, so würde man gewiß nicht über ein so pilzartiges Emporwuchern hoffnungsloser Lyriker zu klagen haben. Der Hinblick auf unsre an Umfang wie Inhalt so reiche Lyrik müßte davon abhalten, Productionen, die entweder jeglicher Physiognomie ermangeln oder lediglich als Caricaturen gelten können, mit der Hoffnung auf Leser, wohl gar Bewunderer, zu veröffentlichen. Selbst manches berufene Talent würde seine Leistungen einer strengern Sichtung unterziehen und es dadurch der literarischen Welt erleichtern, sich ein festes Urtheil über sein Streben zu bilden.

Der Dilettantismus kann es freilich nicht über sich gewinnen, auch nur den unbeholfensten Versuch zu unterdrücken, wenn er den Zeitpunkt gekommen glaubt, mit seinen Hervorbringungen ans Licht zu treten. Er ist schnell bei der Hand mit Entschuldigungen, wenn er auch über den Werth seiner Geisteskinder sich keinen allzu großen Illusionen hingiebt. So sagt Sophie Hasenclever, die Verfasserin einer (mit einem wohl kaum nothwendigen Vorbehalt des Uebersetzungsrechts) jüngst erschienenen Gedichtsammlung, die sie — man sieht nicht recht, aus welchem Grunde — Rheinische Lieder betitelt (Berlin, 1881):

Nimmer den Lorbeer als höchsten Preis  
Reicht nach dem Kampfspiel einst mir der Richter;  
Herrliche Männer werden ihn brechen;  
Mir, ach, genügt's, auf den Wiesenflächen  
Wilde Blumen, bescheiden und schlicht,  
Einen ländlichen Kranz mir zu pflücken. . . .  
Eins nur gewährt dem hoffenden Busen,  
Laßt an des Verges grünendem Fuß,  
Tief verborgen in dunkelster Laube,  
Leise mich girr'n, wie die wilde Taube,  
Singen mein Lied zu eignem Genuß!

Da das Gedicht die Ueberschrift „Selbsterkenntniß“ trägt, so kann man nur fragen, warum die Verfasserin nicht ihrem üblichen Princip gefolgt ist. Auf der nächsten Seite wird sie schon anspruchsvoller und hält etwaigen Kritikern apologetisch entgegen:

Ist auch die Primel schmucklos nur und schlicht,  
Doch darf sie blühen zu ihres Schöpfers Ruhme.

Und jedenfalls hofft sie, daß der Kritiker sich der Macht der zu Hilfe gerufenen Thatsachen beugen werde, wenn sie zum Schlusse ihm zuruft:

Da Gott denn will, daß frei nach seinem Drang  
Ein jedes Vöglein in dem Walde singe,  
Und daß die Primel blüh' am Wiesenhang,  
So duld' auch du es, daß mein Lied erklinge!

Wenn die Sängerin, ihrem ersten Entschlusse getreu, ihr Lied nur „zu eignem Genuß,“ „in dunkelster Laube“ fänge, wer wäre so schlecht erzogen, die beanspruchte Duldung, zumal einer Dame, zu versagen? Da sie jedoch ihre Frühlinglieder und alle die lyrischen Accorde, mit denen sie den Spätsommer, Herbst und Winter begleitet, „erklingen“ läßt, so muß sie es wohl oder übel über sich ergehen lassen, daß man dieselben auf ihre Existenzberechtigung hin untersucht, und diese ist allerdings nicht groß, denn Facta wie die, daß im Frühling „keine Primeln sprießen wieder, Weiden blühen an jedem Hag,“ „die Schwalbe wiederkehrt,“ im Herbst aber „entlaubt stehn rings die Bäume,“ möchten, in ähnlicher Art vorgetragen, allmählich ihre Zugkraft verloren haben. Und welchen Raum nehmen diese den Jahreszeiten gewidmeten Ergüsse in dem Buche ein, ganz abgesehen von denjenigen, in denen die Natur im allgemeinen besungen wird! Eine warme Verehrerin derselben, der Wiese und Wald der liebste Aufenthalt sind, erhebt die Dichterin mit besonderm Eifer für Conservirung der Wälder ihre Stimme; nicht weniger als drei lange Gedichte dienen diesem an sich gewiß anerkenntenswerthen Zwecke, zu dessen Erreichung sie lyrische und praktische Gründe sinnig vereinigt; so heißt es auf S. 41 („Beim Umhauen eines Waldes“):

Ja, wenn im Lenz dann durch Wolkenrisse  
Prasselnd stürzen die Regengüsse,  
Saugt keine Pflanzendecke sie auf;  
Alles zerreichend rasen die Flüsse  
Thalwärts im Lauf.

Ach, mit den schattenspendenden Bäumen  
Sterben, die ihren Fuß umsäumen,  
Blumen und Kraut! Kein Liebender wird  
Unter den wilden Rosen hier träumen  
Bienenumschwirt.

Die ganze Behmuth der Dichterin entlädt sich, wie sie auf stillem Feld, „wo Ceres' Garben reiften,“ Männer trifft, „die der Erde Brust zerhackt, Dämme häufend, kahl und nackt“:

„Freunde,“ sprach ich, meiner selbst kaum mächtig,  
„Sagt, was habt ihr da gethan?“  
„„Hierher kommt die neue Bahn,““  
Riefen lachend sie, „„und das ist prächtig!““

In düstern Bildern malt sie prophetisch die schweren Uebel, die daraus keimen werden:

Welke Kinder hungern auf den Stiegen,  
Freche Mädchen lachen wild,  
Männer, die der Rohheit Bild,  
Leeren dort das Glas mit gier'gen Zügen . . .  
Ausgetilgt ist eine Welt des Schönen  
Auf dem Fleckchen Erde hier,  
Ach, ein Eden war sie mir,  
Und für sie schäm' ich mich nicht der Thränen!

Auch ein halbes Dutzend „Sonnette“ (sic) wird dem Leser dargeboten; besonders interessant ist darunter das mit der Ueberschrift „Metrik“ (S. 225), in Grenzboten III. 1881.

welchem die Dichterin uns anvertraut, daß sie — man zweifelt kaum daran! — der Metrik Regeln oft „verwünschte,“ indessen einräumt, daß doch „in solchem Zwange“ Segen ruhe. Die den Schluß bildenden zehn „Balladen“ — eine Rubrik, in welche auch das durchweg betrachtende letzte Gedicht: „Der Nil und der Rhein“ mit gezogen ist — dürfen wir mit Stillschweigen übergehen, da sie nicht mehr Beruf für die erzählende Gattung bekunden als die übrigen Stücke der Sammlung für die lyrische und wir überdies nur diese letztere ins Auge fassen wollen. Der Ausruf der Dichterin: „Poesie, du bist ein Feuertrank!“ erinnert leider in seiner Umgebung nur zu sehr daran, daß andre Getränke, als da sind Kaffee, (im dünnsten Aufguss), Thee und Limonade, in unsern stytischen Zonen wohlfeiler zu haben sind als edles Nebenblut.

Viele Verwandtschaft mit der eben besprochenen Sammlung zeigt eine andre, die wenigstens den Vorzug geringern Umfangs für sich hat: Jugendträume von Hermine Hillern (Stuttgart, 1881). War es bei der ersten unmöglich, irgend einen originellen Gedanken oder eine neue Beleuchtung oft behandelter Gegenstände zu entdecken, so begegnen uns hier obendrein Wendungen, die in bedenklicher Weise an schon dagewesenes erinnern: „In meiner Brust, da sitzt ein Weh“ — „Ich rühr' nicht dran“ — „Nun geh ich still zu weinen auf meiner Liebe Grab“ — „Es kommt die Stunde, da ihr bitter weinet“ u. s. w. Auch die Verfasserin dieser Gedichte cultivirt anscheinend mit großer Vorliebe das Gebiet der Ballade und zeigt dabei zum Theil, wie in dem Gedichte „Die Rache,“ so reckenhafte Mäuren, wie man sie bei dichtenden Damen nicht häufig antrifft. „Jung Arthurs Traum“ erinnert sehr stark an Felix Dahn, dem übrigens in der letzten Abtheilung auch eine ausdrückliche Huldigung in angeblichen Stabreimen gewidmet ist. Von Heine inspirirt ist dagegen offenbar das Gedicht „Träumerei“ (S. 95 ff.). Auf einer Wasserfahrt lebt sich die Dichterin in die Vorstellung ein, daß der alte Steuermann der fliegende Holländer sei, ihr erschienen, damit sie ihm „zur Senta werde“; der biedre Alte aber verscheucht ihre Phantastiegebilde durch die prosaische Aufforderung das Ruder zu rühren und durch die Warnung:

Nächstens, machst du's nicht geseheidet,  
Werden Beide wir ertrinken.

Wenn die Oberammergauer Passionsspiele unsre Sappho dergestalt begeistert haben, daß sie in drei Gedichten ihre Schwärmerei dafür ausströmt, so ist das Geschmachsache, über die man nicht rechten kann; wohl aber darf man die Frage aufwerfen, ob Gelegenheitspoesie der Art wie der „begleitende Text zu einer Reihe lebender Bilder“ (S. 79 ff.), der ja in Privatkreisen recht heifällige Aufnahme gefunden haben mag, der Einreihung in eine Sammlung würdig sei, die sich an das große Publicum wendet.

Hand in Hand mit der Trivialität des Inhalts geht hier die Vernachlässigung der Form im weitern wie im engeren Sinne. Mit Reim und Metrum steht die Dichterin auf nicht minder gespanntem Fuße als Sophie Hafenclever; finden wir bei dieser Dame die unerträglichsten Apostrophirungen neben himmelschreienden Hiaten und Reime wie „neigt — leicht,“ „Kleid — freut,“ „Kied — glüht,“ „strömen — zähmen“ u. s. w., so wartet uns ihre Schwester in Apoll mit Glifikationen auf wie: „Zum Himmel richt' den Blick,“ mit Reimen wie „bringt — sinkt,“ „Mähr — her,“ „Weid — Zeit,“ und besonders häufig mit solchen wie „Helden — Welten,“ „verdorrten — geworden,“ „Faden — traten,“ „Seite — Schneide“ u. s. w., die höchstens in sächsischer Aussprache für Reime gelten können. Wem prosodische und metrische Studien zu trocken erscheinen, der sollte auch davon absehen,

sich in Distichen zu versuchen, dergleichen uns die Dichterin auf S. 75 f. bietet. Daß sie ferner keine Ahnung hat von der festen Architektur, die das Sonett verlangt, beweist sie durch die Unbefangenheit, mit der sie fast regelmäßig den Satz aus der dritten in die vierte Strophe, einmal sogar (S. 68) aus der zweiten in die dritte hinübergleiten läßt. Aber es ist die verhängnisvolle Manie des Dilettantismus, ehe er noch das Leichteste und Einfachste beherrschen gelernt hat, sich sofort an die schwierigsten Formen zu wagen, deren Bewältigung ohne den Vollbesitz technischer Sicherheit nicht denkbar ist.

Wenn es indeß ein Trost ist, noch nicht das Schlechteste geleistet zu haben, so darf sich die Verfasserin der „Jugendträume“ in der That trösten; im Sonett schmieden speciell hat sie einen Nebenbuhler, der in malum partem wohl nicht mehr zu überbieten ist: Herr Carl Reuleaux, der soeben, nachdem er vor kurzem ein Heftchen „Italienischer Sonette“ veröffentlicht, als „Opus 5“ — er numerirt seine Werke nach Art der Componisten — eine neue Sammlung herausgegeben hat unter dem Titel: Vaterländische Sonette. Städtebilder. Mit einem Anhang: Drei Speerwürfe den Vivisectionisten“ (München, 1881). Die frühern poetischen Leistungen des Autors, die wir nicht kennen, auch nicht kennen zu lernen begierig sind, hatten sich einer Reihe höchst beifälliger Besprechungen in der Presse zu erfreuen, deren Abdruck nicht weniger als acht Seiten in dem vorliegenden Heftchen anfüllt. Da nun auch das neue Heft möglicherweise — denn was ist heutzutage nicht möglich? — seine öffentlichen Fürsprecher finden wird und andererseits die Gelegenheit sich nicht oft bietet, sich an einem solchen Amalgam von absolutem Nonsens und urkomischer Darstellung zu überzeugen, was in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter dem Namen Dichtung aufzutreten wagt, so scheint es uns nicht ohne Nutzen, etwas länger bei dieser Musenspende zu verweilen. Den Dank aller dexter, die mit Sinn für Humor begabt sind, hoffen wir uns dabei bestimmt zu erwerben.

In den ersten 24 Sonetten verfolgt der Verfasser den Zweck, eine Reihe deutscher Städte zu verherrlichen; so taucht er zum Preise Magdeburgs, oder, um ihn lieber in erster Person reden zu lassen:

So tauch' ich denn in Purpurs Brunk, in hehren,  
Den Stab, den mir der Muien Guld verliehen,  
Mit Tinten dich, mit prächt'gen, zu bewehren;

so „befiedert“ er „mit Demants Schmutz“ seine Worte, um „Elbflorenz mit lusterglühten Wangen zu einen feinen Schätzen — seinen Liedern“; so „fügt“ er Meran „dem Brunke der Rotunden“ (?!), die er „erhöht in brausenden Sonetten“ u. s. w. Was der Autor wirklich zum Preise der einzelnen Städte vorbringt, ist in den meisten Fällen herzlich wenig; in der Regel braucht er mehrere lange Perioden, um sich zu seinem Hymnus gebührend zu rüsten, und für diesen selbst bleibt dann leider nicht viel übrig. Als Beispiel diene das erste, seiner Heimat Eschweiler gewidmete Sonett, das wir (mit Beibehaltung der Interpunktion) hier wiedergeben:

Du bist nur klein! Doch Deines Namens Tönen  
War stets Musik mir, und aus meinem Herzen  
Vermochte ihn die Zeit nicht auszumergen,  
Und nicht der Flug in's Reich des Ewig Schönen.

Und ob auch Andre Dich, o Städtchen, höhnen:  
Ich weig're mich so Spott als flachen Scherzen,  
Und zünde kühn aromgetränkte Kerzen  
Dir, Deinem Fleiß, und Deinen wack'ren Söhnen.

„Warum hast Du“ — so hör' ich leise fragen  
Den Leser — „dieses Städtchen Dir erkoren,  
„Es stolz auf Deines Liebes Schild zu tragen?“

Ein Märchen ist's!: „Vor vielen, vielen Tagen  
„Ward ich in seiner Flur Bereich geboren, —  
„Und von der Heimat — — muß man Gutes sagen!“ —

Mit Gedankenstrichen ist der Dichter in hohem Grade freigebig, theils um den gewöhnlichen Sterblichen auf seine überwältigenden Pointen schonend vorzubereiten, theils vielleicht auch, um anzudeuten, daß er noch manchen Gedankenblitz im Vorrath habe, der aber in dem knapp zugemessenen Raume kein Unterkommen finden kann. Ein Sonett hat ja leider nur vierzehn Zeilen, wenn man nicht, wie es der Verfasser in dem als Vornwort dienenden thut, die kleine Lizenz gebraucht, noch ein paar Strophen anzuhängen. Auch sonst verräth sich schon in der Interpunktion ein Selbstgefühl, wie es Genien ersten Ranges nicht größer hegen können, und in den doppelten Ausrufungszeichen und fettgedruckten Worten ist das Plaudite, amici! deutlich genug ausgesprochen. Aber auch ausdrücklich glaubt der Autor an verschiedenen Stellen auf seine Bedeutung hinweisen zu müssen (vergl. S. 11, 25, 39), die freilich, wie er selbst gelegentlich andeutet, nicht unangefochten dasteht; so sagt er auf S. 8 zu seinem verstorbenen Lehrer, dessen Witbe er „Muth entschürft“:

Mag mich bedräun der Recensenten Witbe:  
Ich denke Dein! Ich weiß, Dein Auge fodert  
Von Deinem Schüler: Lieb' — Entlagen — Milde!

und commentirt in Prosa die erste dieser Zeilen durch die Anmerkung, daß sie sich „auf die durch die sogenannte Judenpresse in höchster Leidenschaftlichkeit ihm gewordenen Anfeindungen“ beziehe. Wir wollen hoffen, daß wir ob dieser unsrer Besprechung der Heuleauxschen Sonette nicht auch zu dieser Judenpresse geworfen werden. Zu unserm Troste theilt uns der Dichter S. 14 mit, daß die Feinde, die „sein Lied mit Roth besprizen,“ in Berlin sesshaft sind, dem er in hochherziger Unparteilichkeit „trotz seines Schoßes schmachumtronten Schlünden“ (!) „farbenprächt'ges Banner entrollen“ will, ein Vorsatz, zu dessen Ausführung er leider schlechterdings nicht gelangen kann, da er in seinem heiligen Zorne unversehens am Ende der vierzehn Zeilen angelangt ist. Das Sonett auf Berlin ist eine wahre Perle, deren wörtliche Wiedergabe wir uns nur mit äußerster Selbstüberwindung versagen. Unter andern sprachlichen Schönheiten bietet es auch die originelle Genetivform „des Helds,“ die freilich kaum befremdet bei einem Classiker, der den Accusativ „manch' Kummer,“ den Imperativ „gebe“ und die Formen „sungen“ und „sunker“ für coursfähig erachtet, sowie den deutschen Sprachschatz um die anmutigen Neubildungen „glanzbelebet,“ „lichtbewehret,“ „gluthumthürmt,“ „bannerprachtumflossen,“ „sonnenglanzumlichtet,“ „Födrer,“ „Sieggeßell“ und anderes dergleichen bereichert. Als Belege für die Reimnoth, unter welcher der beklagenswerthe Sonettist seufzt und welcher es zum guten Theil mit zuzuschreiben sein wird, daß sich von einem auch nur halbwegs vernünftigen Sinne oft selbst beim besten Willen keine Spur entdecken läßt, sei nur angeführt die erste Strophe des der Stadt Erfurt geweihten Sonetts:

Nicht singe ich dem Ruhm, dem fleckenlosen,  
Der Gleichen und dem Brunten Deiner Dome, —  
Ich beug' die Leher anderem Axiome,  
Und will die Stirn ob schönrem Schmuck Dir lösen.

Dem schönen Stuttgart könnte der Poet, wie er versichert, „mit Perlen die Stirn

bethauen,“ „doch,“ fährt er in übergroßer Bescheidenheit fort, „ich will mein Herz bezähmen, ich will die Schwingen meines Adlers lähmen“ u. s. w.

Es würde zuviel Raum erfordern, wenn wir die unvergleichlichen Strophen citiren wollten, in welchen Barzins „Manen“ gepriesen werden, die, in welchen der Sänger den ruhmgetränkten Spuren Schillers und Goethes in Jena „die Stirne und der Saiten Silber neigen“ will, oder die, in denen er das „martyriumumschwebte“ Konstanz besingt, wo „zu Asche sanken die Weiden, die verbrieft'er Irene Wanken mit Dulderschmuck, mit bleibendem, unwunden“ und andres. Nur eine der duftigsten Blüten sei es noch gestattet, aus dem Strauße zu geben, den der Dichter, um mit seinen Worten (S. 26) zu reden, „Germaniens Koryphäen erhöhte“ (!):

## München.

Wär' ich gewillt, dem Haufen nachzubeten:  
Ich sähe nimmer, bannerprachtumflossen,  
Im Bunde mit den Freunden und Genossen,  
Dich in die Reih'n, die liebunrauschten, treten.

Doch nimmer weiche ich den Exegeten,  
Die gegen Dich der Lästung Born erschlossen!  
Empor mein Adler!: Kühn und unverdrossen  
Entzünd' Athenen flammende Kometen.

Denn ob Du auch Gambrinen Dir zum Vetter  
Erkürt und zum Kumpanen, zum getreuen:  
Ich preise Dich erhab'ner Kunst Erretter.

Den Meisterfingern gabst Du kühn die Bretter!  
Und würden Kerker mich und Tod bedräuen —:  
Ich wißt' an Dir zu tadeln nur — — das Wetter!! —

Wer es nach solcher Lyrik für unmöglich hält, daß der Dichter sich selbst noch übertreffen könne, der schlage zur Beschämung seiner Kleingläubigkeit die als „Anhang“ beigefügten drei Sonette gegen die Vivisectionisten auf, in denen der Musenjünger „das Volk, das jüngst im schönen Zusammenwirken Frankreichs Driflammen zu Scherben schlug (!),“ „der Erbarmung lehre Kerzen zu zünden“ und „Hygieias Schwert Schmach zu entmerzen“ auffordert. Er schildert die Qualen, die ein zur Section vorbereiteter Hund — den er zur Steigerung des Effects in einem Holzschnitt vorführt — zu erleiden hat:

das Aug', das funkelt, blitzet,  
Verräth, daß kein Markot Empfindung schwächte —  
Doch seht! schon klast der Leib, geschickt geschlizet — —

Ausschwingt sich Blut, das wild zur Decke sprizet — —  
Das Opfer schweigt!: Kein Schrei, der Lindrung brächte  
Promethesusqual — — nur's Auge funkelt, blitzet! —

Man darf wohl gespannt sein, welche Stoffe Herr Reuleaux fernerhin seiner „Harfe Gold als Ziel erküren“ wird. „Opus 6“ ist nach einer Notiz auf S. 40 „in Vorbereitung.“

Gegen die lawinenartig anwachsende Literatur über Italien, die alljährlich von schreibseligen Natur- und Kunstenthusiasten sei es in der harmlosen Form von Feuilletons u. s. w. oder in der anspruchsvollern Buchform in die Welt gesetzt wird, hat sich in Deutschland seit geraumer Zeit ein begreifliches Mißtrauen entwickelt. Obwohl die Länder- und Völkerkunde noch empfindliche Lücken genug bei uns aufweist und wir beispielsweise bis zum heutigen Tage noch kein Werk über Rußland besitzen, das sich mit dem gegenwärtig zu Paris im Erscheinen begriffenen

von Leroy-Beaulieu auch nur von fern vergleichen ließe, sehen wir die apenninische Halbinsel, die doch wahrhaftig dem Publicum durch Wort und Bild hinlänglich nahe gerückt ist, unaufhörlich in neuen „Skizzen,“ „Blättern“ und wie sich diese Reiseliteratur sonst zu nennen pflegt, behandelt. Wie oft wünscht man den Verfasser, die in den meisten Fällen nur hundertmal gefagtes wiederholen, daß sie lieber die Zeit ihrer Pilgerfahrt dazu angewendet hätten, sich selbst von dem so reichlich gebotenen etwas mehr anzueignen und ihre Kenntnisse nach einer bestimmten Seite hin zu vertiefen, anstatt in buntem Gewirr ihre Offenbarungen über italienische Kunst und Geschichte, über die Flora des Landes, den Ofenmangel im Winter und über italienische Ministerkrisen zu Papier zu bringen. Es bedarf nachgerade besondrer Eigenschaften, um mit einem Buche über Italien — wir sehen selbstverständlich ab von wissenschaftlichen Publicationen — in Deutschland noch Leser anzulocken. Solche Eigenschaften besitzt nun in ausgiebigem Maße ein prächtig ausgestattetes Bändchen, welches unlängst die Presse verlassen hat: *Ricordo. Eindrücke einer Reise im nördlichen Italien in Gedichten von Gottfried Flammberg* (Güterlosh, 1881). Für Leser, die nicht schon vertraut mit den Gegenständen sind, über welche sich dieser Autor verbreitet, ist die Sammlung freilich nur halb genießbar; sie wendet sich entschieden an Eingeweihte und setzt auch bei diesen ein nicht geringes Maß von Divinationsgabe voraus, wenn u. a. der Palazzo Strozzi in Florenz einfach „Strozzi,“ S. Maria Novella lakonisch „Novella“ genannt wird; ihnen bereitet sie aber dann auch einen außerlesenen Genuß.

Venedig eröffnet den Reigen der Städte, die den Autor zu poetischen Ergüssen inspiriren. In Terzinen, Sonetten und Distichen schwärmt er von der Größe der alten Republik, sieht in die Gondel gestreckt der Paläste stolzen Bau der Fluth entragen, „antiker Säulenreihen Pracht, und überall davor die schwarzen Pfähle als Adelsbrief' ins Wasser ingerammelt,“ erklärt den Brauch der Taubenfütterung auf dem Marcusplatze, schwelgt in den Bädern des nahen Lido und versenkt sich vor Tizians Assunta in tiefsinnige Betrachtungen. Aber „ich mußte endlich einmal weiterreisen,“ sagt er mit fein poetischer Wendung S. 39; zuvor besucht er indeß noch die Kirche San Zaccaria, die er auf der zweiten Silbe accentuirt — auch Betonungen wie *Lúcia*, die dreisilbig gebrauchten Worte „*Voggien*“ und „*Brescia*“ sowie das vierfilbig gemessne „*Bellagio*“ lassen auf sonderbare italienische Sprachkenntnisse schließen — und eilt dann von dieser „goth'schen Büste auf antiken Linden“ (!) noch einmal nach San Marco,

Der halb Moschee ist, halb Basilica,  
Ein Zwitter! Ist doch auch Venezia  
Halb Land, halb Meer!

In Florenz angelangt begiebt sich unser poetischer Bädeler zuerst „zur Signoria Monumenten“ (soll heißen zu den Monumenten der Piazza della Signoria!), von denen er einige namhaft macht, um alsdann den Offizien einen Besuch abzustatten. Beim Betreten der Tribuna steht ihm der Athem still, doch er weiß sich zu fassen und nimmt der Reihe nach die antiken Sculpturen und die Meisterwerke der Malerei in Augenschein. Erfreuen wir uns an einigen Proben seines Kunstverständnisses, die zugleich von seiner schwungvollen Diction und der Virtuosität seiner Versbehandlung Zeugniß geben mögen:

Nichts hatt' ich je von Perugin gesehen  
Wie das, was hier mich fesselte sofort,

Und an Volterra\*) lernte ich verstehen,  
Wie Kunst verkläret selbst den Kindermord.  
Den Landsmann Direr freut' ich mich zu finden  
In solcher Koryphäen hohem Reigen;  
Doch mit Mantegna's Krippe zu vergleichen  
Die feine, mocht' ich nicht mich unterwinden.

Viel eher mocht' ich Tizians Porträte  
An denen von Van Dyk und Francia wägen.  
Doch wer vermag des gleichen Maßstabs Kette  
An Raffaels Papst Julius zu legen?  
Wer Plombo's „Tornarina“ zu erheben  
Zur Florentinerin des Urbimaten?  
Und darf sich diese ird'sche Schönheit gatten  
Den himmlischen, die ihr zur Seite schweben?

§. 49 zieht es unsern Kunstfreund

nach den toscan'schen Säulen,  
Doch ich vernahm: die feien heut geschlossen.  
Als ich's vernahm — ich will es nicht verhehlen —  
Da hat die schlimme Kunde mich verdrossen.

Seine Studien in der Uffiziengalerie insofgedessen vertagend, widmet er seine Aufmerksamkeit vorläufig andern Kunstwerken der Arnostadt. Jünger der Kunstgeschichte wird auch hier die Gewandtheit überraschen, mit welcher ästhetische Urtheile in Verse gebracht sind. Man höre z. B. was über die Marmorbekleidung von S. Maria del Fiore gesagt wird:

Hell und dunkel wie ein bunt Gefieder  
Legt Getäfel sich um ihren Leib,  
Giebt ein Maß für diese Riesenglieder  
Und zieht doch ins Kleine sie hernieder,  
Unorganisch, wie zum Zeitvertreib.

Noch ergößlicher fast wirken die Betrachtungen, zu denen das Baptisterium Anlaß bietet (S. 51 f.):

Nun hinein! Von goldnen Capitälern  
Eingerahmt im ernstn Octogon  
Schimmern Mosaiken und erzählen,  
Wie die Kunst sich aus dem Ei zu schälern  
Trachtete seit Tasi's Zeiten schon. . . .

Nun zur dritten Thür, der wunderbaren,  
Wo derselbe Meister\*\*) die Geschichten  
Altes Bunds in perspectivisch klaren  
Gruppen, Haufen, ganzen Heereschaaren  
Uns ergreifend schön weiß zu berichten.

Ueber Giotto heißt es S. 61:

Was ihm noch fehlt, kann jeder Stümper sagen.  
Sieh dir in Santa Croce's hohem Chor  
Die Fresken an, die ihn so laut verklagen:  
Noch sei in Fesseln seine Kunst geschlagen.  
„Welch einen Faltenwurf er sich erfor!  
Die Kleider kommen uns wie Säcke vor.  
Die Augen, ach, wie sind sie schräg gezogen,  
Und die Gesichter oft noch wie verbogen!“

\*) Gemeint ist Daniel da Volterra, eigentlich Ricciarelli.

\*\*) Lorenzo Ghiberti.

Und sei es drum! Die knorr'ge Föhr' ist eben  
 Noch keine Eder. Nicht mit Einem Male  
 Kann sich die Kunst zu ihrem Gipfel heben.  
 Das Neue, das uns Giotto giebt, ist: Leben!  
 Er läßt die Menschen von dem Fiedestale,  
 Wo sie noch regnungslos am Marterpfahle  
 Gestanden, niedersteigen, läßt sie handeln.  
 So glückt es ihm, die Kunst ganz umzuwandeln.

§. 77 wird uns die kunstgeschichtlich gewiß epochemachende Mittheilung, daß Robbia's Terracotten noch die Art des Niccolò Pisano haben. Vortrefflich ist die Würdigung, die Fra Bartolommeo (§. 91 f.) zutheil wird; unser Perieget kommt im Palazzo Pitti zu dessen Pietà, nachdem er diejenige des Perugino betrachtet hat, und sagt von der ersteren:

Gleich ist die Anmuth, die aus Wangen und Augen entgegen-  
 Leuchtet, doch sind's Individuen hier, concrete Personen,  
 Durch und durch ideal, doch so, als hätten sie einstmals  
 Wirklich gelebt. — Ueberhaupt\*), so sehr mich Andrea del Sarto's  
 Prächtige Disputa freute und seine Madonna in Wolken,  
 Und manch Aenderer noch mich begeistern mochte — die Palme  
 Trug Fra Bartolommeo davon. Da ist's nicht der eine  
 Und nicht der andere Zug, der zuerst in die Augen uns siele;  
 's ist die in jeglicher Art allseitige höchste Vollendung.  
 Herrschend waltet der Geist in dem Reich vollkommener Technik.

Doch die großen Leistungen vergangner Zeiten machen unsern Dichter keineswegs blind für die Schöpfungen unsrer Tage. So feiert er in einem Sonett jenes entsetzliche Denkmal, welches jedem Besucher des Kirchhofs von San Miniato in trauriger Erinnerung stehen wird, eine der grauenhaftesten Verirrungen, welche die an Verirrungen so reiche neueste italienische Plastik aufzuweisen hat. Ein kleines Mädchen steigt verschleiert aus seinem rosenumblühten Grabe, und ihr Schwesterlein eilt mit ausgestreckten Armen auf sie zu; die eleganten Kleidchen des letztern, die Spitzenmuster und das Detail des Schuhwerks sind mit jener minutiösen Sorgfalt in Marmor nachgebildet, in der die moderne Bildhauerkunst Italiens ihren höchsten Triumph erblickt, und stehen in geradezu empörendem Widerspruch zu der phantastischen Idee der Gruppe, die unserm Poeten gleichwohl das Herz in dem Maße „gefangen nimmt,“ daß er von ihr „den Blick nicht wieder wenden“ kann.

Auf §. 68 erhalten etwaige künftige Biographen des Autors die gewiß schätzbare Notiz, daß er „für sein Leben gern“ Feigen ißt, welche Liebhaberei jedoch von seiner Lebens- und Reisegefährtin nicht getheilt wird; er hat für einen Soldo vier dieser Früchte erstanden und läßt sich dieselben auf dem Ponte vecchio wohlschmecken.

Meiner Frau hatt' ich  
 Die andern zwei pflichtschuldigt angeboten —  
 Vergeblich! Freud und Leid hat sie mit mir  
 Seit sechsunddreißig Jahren treu getheilt,  
 Nur keine Feigen; denn die liebt sie nicht.  
 So aß ich auch die dritte; doch nun war  
 Erschöpft das Maß der Receptivität.

In Pisa, welches die nächste Reifestation bildet, redet der Verfasser, durch Falernerwein in aufgeräumte Stimmung versetzt, schalkhaft den schiefen Thurm an und sagt ihm, er hätte sich an ihm ein Beispiel nehmen sollen, der nur bescheiden=

\*) Ist dieses „überhaupt“ nicht unvergleichlich poetisch?

lich genippt und darum noch gerade stehe und gehe. „Du aber hast so tief ins Glas gesehen, daß — o der Schande! — daß du — ein Kirchturm! — schrecklich überhängst, ausstichst, als ob im nächsten Augenblick du küssen wolltest Pisas Straßpflaster. Schad' wär's um deinen Schwanenweißen Rock, um sein halb Duzend schmucker Falbelkränze!“

Der Dom von Genua wird in pompösen Ottaverimen folgendermaßen geschildert:

In Pfeilern steigt er auf, die groß und prächtig,  
Und schließt am Dach mit fehler Balkenlage,  
Und so erscheint er wunderbar zwieschlächtig.  
Schön sind die Statuen am Sarkophage  
Johann des Täufers; hoher Schönheit mächtig  
War Sansovino ohne alle Frage.  
Doch vor Baroccio wird nicht lange stehen,  
Wer Pitti und Uffizien gesehen.

Auf der Kuppel von S. Maria di Carignano bricht der Poet in die grandiose Metapher aus (S. 133): „Das Weltenrund ein Pferd, und ich der Reiter!“ Ueberwältigend durch seine unfreiwillige Komik ist das Turiner Sonett auf S. 138; es zeigt uns den Dichter stehend auf dem Kapuzinerhügel „in des Klosterhofes Prosa,“ die offenbar eigens dazu erfunden ist, damit sich die „Bracht des Monte Rosa,“ die „Berge von Perosa“ und „Monte Bisio's vista gloriosa“ darauf reimen können.

Was der Dichter über den Mailänder Dom vorträgt, möge als Ganzes geniesen, wer sich in gehobene Stimmung versetzen will; auch eine Wanderung durch die Brera (oder „den“ Brera, wie S. 148 zu lesen) ist Hypochondern unter der Führung unseres poetischen Cicero auf's wärmste zu empfehlen; als Beleg diene nur das vernichtende Urtheil, welches er nach Betrachtung des Raffaelschen Eposalizio über Mantegna ausspricht (S. 148):

Mit Schreden aber seh' ich gleich daneben  
Mantegna's Pietà. Die fahlen Glieder,  
Trotz der Verführung sind sie gräßlich treu.  
Die Technik kam mit einem Scheusal nieder!

Wer würde es einem Satiriker verübeln, wenn er die letzte dieser Zeilen als Motto für des Autors Poesien vorschläge? Wir für unsern Theil sind weit davon entfernt, vielmehr der Meinung, daß auch dieses lebenswürdige Büchlein durch die unerschöpfliche Fülle des in ihm aufgespeicherten Nachstoffs gar manche Literaturproducte weit hinter sich läßt, die sich ausdrücklich für komische Dichtungen ausgeben.

Als originelle Bereicherung der deutschen Liebesthrik verdienen endlich noch in hohem Grade Beachtung die soeben zu Danzig erschienenen Gedichte eines Herrn Bernhard. „Alles in einen Topf, Alles aus einem Kopf, heitere Klänge, ernste Gesänge“ — dies die verifficirte Inhaltsangabe, die uns auf dem Einbanddeckel des Buches in goldnen Lettern entgegenprangt. Es würde verlorne Mühe sein, in dürrer Prosa das Wesen dieser eigenthümlichen Lyrik darlegen zu wollen, und ein gräßliches Unrecht gegen den, soviel uns bekannt, zum erstenmale an die Oeffentlichkeit tretenden Verfasser bedeuten, ihn nicht selbst pro domo sua reden zu lassen.

Daß es diesem Novizen im Museentempel mit der Poesie heiliger Ernst ist, bezeugen die tiefempfundenen Worte, die er der „Prosa des Lebens“ ins Antlitz schleudert:

O Prosa des Lebens,  
Du bist mir verhaßt,  
Du bist mir von Herzen  
Recht herzlich verhaßt. . . .

O Prosa des Lebens,  
 Verlasse mich bald,  
 Sonst kommet mein Winter,  
 Und der Winter ist kalt.

Nicht stören unsern Idealisten in dem heißen Drange, seine Liebespein poetisch zu verklären, die „spitzen, unbequemen Redensarten“ der Leute, denen er (S. 27) zuruft:

Glaubt Ihr denn, daß ich nicht glücklich,  
 Daß mich Gram verzehrt?  
 O die Liebe ist erquicklich  
 Und beneidenswerth.

Drum mögt Ihr mich ruhig schelten  
 Als enfant perdu;  
 Laß' ich Eure Prosa gelten,  
 Laßt mir die Poesie!

Von welcher Art diese Poesie ist, möge das auf der folgenden Seite zu lesende Gedicht „Merkwürdig“ illustriren, um welches alle angehenden Fähdriche den Autot beneiden dürfen:

Ich träum', bei meiner Ehre,  
 Daß mir mein Liebchen wäre  
 Ach plötzlich ausgerückt;

Und wie ich da erwache  
 Und seh', daß an der Sache  
 Nichts wahr ist — war ich hochbeglückt;

Doch wie ich sinnend schwärme  
 Und mich halbwachend häarme,  
 Da — bin ich wieder eingentückt.

Selten wohl ist seit Lauras Tagen ein weibliches Wesen so sinnig verherrlicht worden wie die Dame dieses Poeten, der, nachdem er „ihre Neuglein und ihr Haar lieblich, reizend, wunderbar“ gepriesen, begeistert anhebt:

Ach, und erst ihr kleines Mündchen!  
 Sapperlot, das ganze Kindchen  
 Ist und bleibt, ich sag' es frei —  
 Meine ganze Schwärmerei.

Diese Schwärmerei verhindert jedoch den Dichter nicht, gelegentlich auch andern Reizen seine Huldigung zu entbieten, so in dem prächtigen Gedichte

Die dicke Liese.

Schwarze Haare, — blaue Augen,  
 Ach, wie selten sieht man diese,  
 Und das Alles, kaum zu glauben,  
 Hat die dicke Liese.

Dicke Liese, schwarze Liese,  
 Blaue Amorette,  
 Ach, Du liebe Vielgepriesne  
 Schwarze, Blaue, Fette.

Besonders stolz darf die zumeist gefeierte, sein „Herz'l,“ wie er sie mehrmals zärtlich apostrophirt, auf die Huldigung sein, die ihr in Gestalt eines Sonettenkranzes zu Theil wird; denn unser Dichter will als formentkundiger Meister keineswegs hinter seinen Mitbewerbern um den lyrischen Lorbeer zurückstehen, sondern übertrumpft dieselben noch durch das kühne Unternehmen, vierzehn Sonette in der Weise aneinanderzureihen, daß ihre Anfangszeilen ein neues selbständiges Sonett

bilden, in welchem uns, beiläufig bemerkt, Reime wie „Grab — vermag“ u. s. w. aufs angenehmste überraschen. Was überhaupt die Reime anlangt, die uns in diesem Büchlein als Ehrenweide dargeboten werden, so muß man die obenbesprochenen Mäusenjünger und -Jüngerinnen in der That als Puristen der strengsten Observanz bezeichnen im Vergleich zu Herrn Bernhard, bei dem es weniger zeitraubend sein möchte, die wirklichen Gleichklänge zusammenzustellen als die grauenvollen Mißtöne, die bei ihm als Reime figuriren. Wer will indeß an dergleichen Dingen Anstoß nehmen bei einem Sprachkünstler, dem es nicht einmal darauf ankommt, ob ein Vers vier oder acht Füße zählt, ob ein trochäischer Vers auf einen iambischen folgt u. s. w.? Kleinliche Rücksichten in den Augen unsrer modernen Poeten! Ein Pedant, der heutzutage Anstand nimmt, dem ersten schlechtesten Reimschmied einen Platz direct neben Goethe oder Platen einzuräumen! Und welche Schrulle vollends, von einem, der sich der Nation als „Dichter“ vorstellt, auch nur die primitivsten Kenntnisse in der deutschen Grammatik zu verlangen! Mit Fug und Recht darf sich ein Quintaner beklagen, wenn ihm geringe Verstöße gegen die lateinischen Declinationsregeln harte Verweise zuziehen, während Erwachsene von einer Rönigin „des Lenze“ singen, Wortverbindungen wie „ein taumelnd Schrei,“ „im brechend Auge,“ „des Lebens häuslich Heerd,“ „in jungfräulich Geberden,“ „im eitel Herz,“ „mit hüpfend Herzen,“ „im Schame,“ „mit flammend Deutung,“ „auf ein Male,“ „meines Wappen“ u. s. w. nicht nur zu bilden fähig sind, sondern auch ungestraft drucken lassen dürfen. Ihm wird es eingeschärft, daß Subject und Prädicat im Numerus übereinstimmen müssen, bei Erwachsenen aber wie unserm Sangesmeister „rauscht der Fischlein Schwärme“ und „trafen noch der Sonne letzter Strahl zum Fenster hinein.“ Wie es einem Menschen des 19. Jahrhunderts möglich ist, derartiges niederzuschreiben und wie es einem Setzer möglich ist, es zu setzen, das läßt sich freilich kaum fassen, man müßte denn als Erklärung dienen lassen, was unser Dichter S. 119 von sich meldet:

Der Faden riß, der die Gedanken band,  
Und schwebend that der Geist an Nichts und Alles denken.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zum Inhalte der Bernhardschen Dichtungen zurück und erbauen wir uns zunächst noch an einigen erotischen Glanzstellen. Zum Rührendsten wohl zählt die schöne Strophe, welche die Wiedervereinigung mit der Geliebten nach herber Trennung schildert:

Wir küßten uns gar bald gesund,  
Vornehmlich auf den Mund,  
Und wenn man nicht mal aufhör'n küßt,  
Wir hätten uns zu Tod geküßt.

Wie schön sich Tiefe des Gefühls und Anmuth des dichterischen Ausdrucks bei unserm hoffnungsvollen Lyriker decken, möge folgendes Gedicht veranschaulichen:

Wann war es? Neulich mal in munterer Abendstunde,  
Als fröhlich ging der Becher in die Runde,  
Da trank ein froher Bursche auf die Liebe;  
Und Alles brüllte: „Hoch und hurrah! auf die Liebe.“  
Ich brüllte nicht, es hing im Hirn mir an zu tanzen,  
Und sinnend, langsam leert' ich meinen Ganzen;  
Und sicherlich, ich war der Einzige von Allen,  
Dem's Herz von wahrer Lieb' thät wiederhallen.

Doch auch andre Weisen erklingen auf der vielfältigen Harfe des Sängers; wie grazios er sich z. B. im anacreontischen Genre zu bewegen weiß, zeige das Carmen

## Becher und Liebe.

Der Becher und der Liebe Lust,  
Das ist mein ganzes Sehnen;  
Füllt sich der Becher, füllt die Brust  
Sich voll, von süßen Thränen.

Es schwillt das Herz, es schwillt zur Glut,  
Es quillt und sprudelt fröhlich,  
Der Gram zerrinnt, es steigt der Muth  
Der ganze Kerl ist selig.

Vollkommen ebenbürtig steht diesem Prachtstück zur Seite das „Trinklied“ mit dem schönen onomatopoetischen Refrain „Kling, kling, kling,“ aus dem nur eine Strophe citirt sei:

Kling, kling, lieben Brüder,  
Welch ein froher Klang!  
Kling, kling, meine Lieder  
Sing' ich Euch zum Dank.  
Kling, kling, kling.

Neben derartigen leichten, schelmischen Einfällen begegnet man jedoch auch Strophen, deren unergründlichem Tiefstimm man rathlos gegenübersteht; so liest man z. B. S. 122:

Willst mein Geist, Du ewig hangen,  
Ewig Dich nach Freiheit bangen,  
Nimmer fassen Dein Begehrt?  
Eil' und Stürme — in Regionen  
Schauderfüße Reize wohnen  
Freier Phantasten Sphär.

Nicht minder wäre einer Preismedaille würdig, wer den Schluß des Gedichtes „Einst und jetzt“ enträthselte, in welchem der Autor schildert, wie er allmählich zum Dichter ward, wie das Lied in seiner Brust erst ein „unverständlich wirrer Klang“ war,

Doch bald entwirrte (sic) sich der Melodien Chöre,  
Ein weher Ton macht alles Alte todt,  
Und fern aus dem Gedankenmeere  
Taucht' neues Leben mit dem Morgenroth.

Sollte aber die schier apokalyptische Dunkelheit des „Phantasie“ betitelten Monstrums je ihren Dünker finden, so kann die Quadratur des Kreises fernerhin kaum noch als unlösbares Problem gelten.

„Gemeingut Aller sollt ihr sein!“ so ruft der Dichter seinen „lieben“ Liedern zu, „und wo ein warmes Herz erglüht, da zieht hinein!“ Wünschen wir ihm aufrichtig, daß er an seinen Lesern befriedigendere Erfahrungen mache als an der Dame seines Herzens, deren Gefühle für ihn er gelegentlich ahnungsvoll also deutet:

Nicht Liebe ist es, Herz'l,  
Nicht sehnsuchtsvolle Gluth;  
Es ist nur Mitleid, Liebling,  
Mitleid aus Edelmut.

